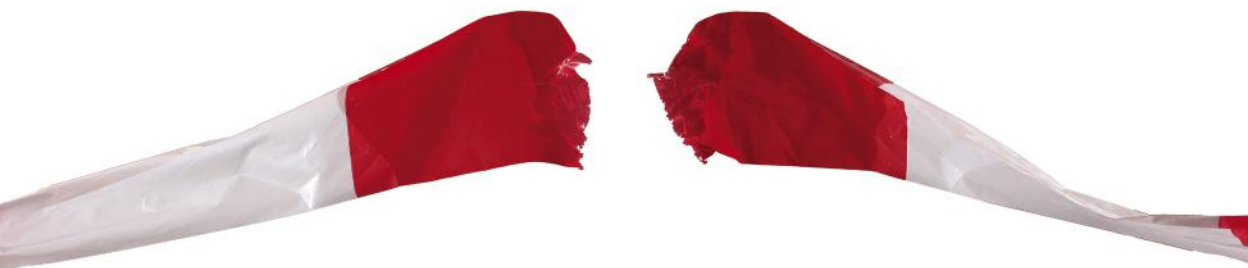


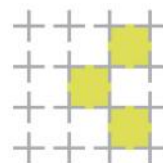
AUSGABE 1/2020

rauskommen



PFARRBRIEF

St. Agnes _ St. Kunibert _ St. Ursula _ St. Gertrud



EDITORIAL

Mittwochs saß ich abends noch mit den Eltern der Kommunionkinder im Familienforum zusammen. Wir überlegten, ob die gemeinsame Fahrt nach Bonn, die zehn Tage später stattfinden sollte, wegen beginnender Corona-Einschränkungen überhaupt stattfinden kann. Die Meinung der Eltern war etwa fifty-fifty. Aber eigentlich lag in der Luft, dass wir nicht würden fahren können. Draußen auf der Straße gingen die Gespräche weiter. Ein Musiker erzählte von der



Absage sämtlicher Konzerte bis Jahresende. In der kommenden Woche werde er zum Arbeitsamt gehen müssen. Zwei Tage später wurden die Schulen geschlossen. Und am Wochenende fielen bereits alle Gottesdienste aus.

Ich erinnere mich noch daran, dass ich sonntags an meinem geöffneten Fenster in der Wohnung stand und nach unten blickte. Rund um die Kirche nur Stille. Fast niemand war zu sehen. Aber die Einzigartigkeit dieser Situation, sie waberte durch die Straße wie ein unsichtbarer Nebel. Sie passte ganz und gar nicht zum aufkeimenden Frühling, dem waschmaschinenfrischen Grün der Bäume. Dem Zwitschern der Vögel. Die Stille des Stillstands, wie ein Tinnitus, der auf einmal da ist. Waren die Menschen Statisten in einem Science-Fiction-Film geworden?

In den ersten Tagen des Lockdowns schien das Viertel auszuatmen, um dann die Luft anzuhalten. Verwaiste Tische vor den Cafés, Schaufenster ohne Licht. Die Schülerinnen und Schüler der

Förderschule aus der Blumenthalstraße: völlig aus dem Straßenbild verschwunden. Domstraße, Thürmchenswall – egal, wo man spazierte, es war still. An einem Morgen habe ich den Sonnenaufgang auf dem Turm der Agneskirche erlebt. Kein Dunst über der Stadt. Kein Flugzeug und auch in der Ferne kein Zug. Köln schien eine Spielzeugstadt zu sein. Für mich eines der eindrucklichsten Bilder in der Krise.

Fast drei Monate später haben wir der neuen Ausgabe des Pfarrbriefs den Titel ‚rauskommen‘ gegeben. Nicht nur der Pfarrbrief kommt raus, sondern auch die Menschen versuchen, wieder ins öffentliche Leben zurückzukrabbeln. Drei Monate Isolation haben Spuren hinterlassen: bei den Menschen in den Altenheimen. Bei den Kindern und Eltern. Bei den Singles. In diesem Heft erzählen Menschen, wie es ihnen ergangen ist. Miniaturen der Veränderung hat Veedelsfotograf Volker Adolf mit seiner Kamera festgehalten. Eine Auswahl davon findet sich im Heft.

Auch das Leben in der Agnespfarre hat sich verändert. Ostern im Schweigen, ohne öffentliche Gottesdienste. Dafür offene Kirchen, gepackte Tüten mit Bildern, Palmzweigen, Osterkerzen. Zeichen der Zuversicht. Wie auch die Nachbarschaftshilfe, die die Agnespfarre, die evangelische Gemeinde und die Alte Feuerwache gemeinsam auf die Beine gestellt haben. Rund 100 Menschen haben sich gemeldet. Dass nicht alle zum Einsatz kommen mussten, zeigt, wie gut die Nachbarschaft Gott sei Dank immer noch funktioniert.

Eine anregende Lektüre wünscht Peter Otten, Pastoralreferent in St. Agnes



1/2020 Titelthema // rauskommen

// Titelthema

Testimonial: »Da musst du die Antennen ausfahren«	4
Kommentar: Gesundheit versus Freiheit?!	8
Testimonial: ‚Fort Knox‘ im Altenheim	11
Montagsgeschichte: Nachbarn	14
Testimonial: »Ich bin keine Heldin«	15
Kommentar: »Hallo, wir sind nicht im Krieg!«	16
Interview: »Wer am Ende noch dabei sein wird, wird man sehen«	18
Hintergrund: Unangepasst und fromm	22
Seelsorge: »Es ist nicht gut, dass der Mensch allein ist«	25
Podcast: Agnes trifft: Corona und viel Schönes	27
Musik: Wie St. Agnes zur Youtuberin wurde	29
Testimonial: »Die blödesten Ferien«	30
Testimonials: Corona & Ich	32
Porträt: »Ich hatte nie Existenzängste. Jetzt schon.«	34
Testimonial: »Man zählt die Stunden«	36

// Weitere Themen

Erinnerung: Was ich Frau Reichartz gerne noch gefragt hätte	38
St. Gertrud: »Es ist immer ein Duo, was da spielt: die Kirche und ich«	40

// Rubriken

Getauft & Verstorben	39
Impressum	42
Nachrichten	43



» DA MUSST DU DIE Antennen AUSFAHREN «

Als „Veedelsfotograf“ ist Volker Adolf im Agnesviertel bekannt. Hier erzählt er, wie er zu seinem besonderen Blick auf das Viertel kam, was Corona mit ihm und dem Veedel gemacht hat und worauf er sich freut, wenn das Leben wieder halbwegs normal verläuft.

aufgezeichnet von Klaus Nelißen

Fotos: Volker Adolf

Schon als Jugendlicher habe ich fotografiert. Und als die Kinder da waren, sagten die mir irgendwann: „Papa, hör auf damit.“ Dann habe ich mich noch etwas am Filmen versucht, aber nicht so richtig intensiv. Mitte der 1970-er zogen wir ins Agnesviertel und zu der Zeit lief die Räumung der Feuerwache. Es tobte der Kampf um das künftige Bürgerzentrum. An mir war das aber völlig vorbeigegangen; null Interesse. Und dann dachte ich mir: Verdammt noch mal, das ist doch ein Stück Zeitgeschichte. Ähnlich lief das mit der Räumung der Schrebergärten an der Inneren Kanalstraße, um die Zoobrückenabfahrt zu erweitern. Als die Schrebergärten dann auf einmal weg waren, sagte ich mir: Ich möchte in Zukunft etwas mehr erleben und aufnehmen von diesen Dingen, die wichtig sind.

Dann habe ich irgendwann mal einen Artikel gelesen über jemanden, der seine alten Kameraobjektive an eine dieser neuen Digitalkameras angeschlossen hatte. Das war doch phänomenal!

Also habe ich mir gleich mal eine gekauft, auf die meine alte Ausrüstung passte. Während ich früher durch den Sucher geschaut habe und erst Tage oder gar Wochen später die Situation wieder sehen konnte, war sie auf dem Display sofort noch einmal da. Das war mein Aha-Erlebnis vor 10 Jahren. Seitdem schlepp' ich die Ausrüstung mit mir herum und freue mich, wenn ich etwas entdecke.



Ich habe nicht so viel Zeit. Ich habe eine sehr intensive Aufgabe und habe meist nur ein Zeitfenster von maximal einer Stunde, in dem ich rauskommen kann. Da möchte ich jetzt gar nicht mehr drüber sagen. Aber: Bevor ich wieder zurückmuss, ist diese eine Stunde, in der ich draußen bin, eine gute Ablenkung.

Dann renne ich rum und schaue: Wie nehme ich das Viertel wahr? Wie nehmen die Leute was wahr? Woran erkenne ich, wie die das wahrnehmen? Und so komme ich zu einem Spaziergang durch das Viertel mit einer Brille, die ich vorher gar nicht aufhatte. Ich sehe auf diese Art die Sachen neu. Beim Fotografieren sehe ich die Dinge ja immer aus einem besonderen Blick, in einem Licht, das ich vorher noch nie so gesehen hatte, und so erfahre ich immer Neues – auch wenn die Wege oft dieselben sind.

Und dann kam Corona. Und ich dachte mir: Das ist so wichtig und da musst du die Antennen

ausfahren. Im Alter wird man ja sensibler für Erfahrungen. Und so habe ich versucht, auf Facebook jeden Tag ein Foto zu posten, das ein Zeichen dafür ist, was sich gerade abspielt im Veedel. Das Spannende ist doch: Das war vor drei Monaten nicht so und wird auch bald (hoffentlich) nicht mehr so sein. Ich genieße die Zeit. Ich bin zum Glück nicht betroffen, kann herumfahren, kann die Antennen ausfahren und erfahre so viele Nuancen und Zwischenmenschliches, was ich sonst nie sehen würde.

Was ich leider sehe, ist, dass viele Leute mit Kindern und viele Ältere sehr restriktiv reagieren auf das Verhalten anderer hin. „Sie atmen zu heftig“, „Sie haben eine feuchte Aussprache“, das höre ich dann. So werde ich auf Abstand gehalten. Die Kinder werden zur Seite gezogen, wenn ich als 70-Jähriger vorbeikomme. Ich erlebe das alles hautnah. Und dann ist der Besuch eines Lokals ja ein richtiger Aufwand: das Warten an der Tür, das Desinfektionszeug. Wer hustet, fliegt raus ... Das ist schon ‚interessant‘.

Bei meinem ersten Besuch im Balthasar in der Neusser Straße, als das wieder offen war, da war eine besondere Atmosphäre. Alle waren genauso unsicher wie ich. Und irgendwie war das auch schön. Jeder hatte seine gewisse Erfahrung gemacht mit dieser Zeit, wollte jetzt aber auch nicht unbedingt darüber reden, versuchte zu überspielen. Schon komisch.



Jedenfalls denke ich: Das Veedel ist in der Coronakrise zusammengedrückt. Und was mir auffällt: Die Servicekräfte in den Lokalen und Supermärkten haben eine beeindruckende Professionalität im Zugehen auf Leute, darin, Grenzsituationen zu vermeiden und die Routine zu wahren. Auf Fehlverhalten weisen die sozial sehr kompetent hin – das finde ich spannend!



Beeindruckt haben mich die Kreidemalereien im Veedel. Diese Lebenszeichen von Omas und Opas und andere Grüße, die auf der Straße stehen. Da stehe ich davor und bin gerührt.

Es gab schon vorher den Begriff der Achtsamkeit. Das war vor der Krise nicht so wirklich gefüllt für mich, dieses Wort. Jetzt werden viele Leute durch die Krise achtsamer werden. Und werden wissen, was es bedeutet, mit anderen Leuten zusammen zu sein.

In meiner Entwicklung ist das Umarmen von Leuten mit 20–30 Jahren nicht das Thema gewesen. Mit 50–60 habe ich angefangen, ehemalige Kollegen zu umarmen. Dann kam Corona und die Zeit des Abstands. Ich freue mich echt darauf, wenn das wieder geht mit dem Umarmen.



Abstand halten

neue maßinheit

sie schicken uns auf distanz
vier meter oder mehr
tische weit auseinander
stühle in sichtweite
höchstens zwei personen
wo wird das enden
wenn wir erwacht
uns die augen reiben
und erkennen müssen
dass wir uns aus den augen
verloren haben
und nicht mehr wissen
wie sich der andere anfühlt
wenn wir allein auf weiter flur
nach dem nächsten rufen

© wilhelm bruners 3/20



Gesundheit VERSUS Freiheit?!

Stefan Müller-Römer ist Vorsitzender des Mitgliederrates (= Aufsichtsorgan) beim 1. FC Köln und überdies mit einer Kanzlei als Medienanwalt im Agnesviertel ansässig. Für den Pfarrbrief haben wir ihn um kritische Gedanken gebeten zum Zusammenleben in Zeiten der Pandemie.

Text: Stefan Müller-Römer

Fotos: Volker Adolf, privat

„Angst essen Seele auf“ ist ein Film von Rainer Werner Fassbinder aus den 70er-Jahren. An diesem Titel ist meiner Meinung nach viel Wahres dran. Was macht Angst mit uns? Das ist eine hochaktuelle Frage.

Unser Leben verläuft mittlerweile schon wieder normaler als noch vor Wochen. Umso wichtiger ist es, dass wir jetzt nicht einfach wieder in unseren

alten Trott zurückfallen, sondern dass wir uns Gedanken machen, was da passiert ist und was es mit uns gemacht hat. Ruhig, konstruktiv und positiv denkend sollten wir das Geschehene aufarbeiten und Schlussfolgerungen für die Zukunft ziehen. Und da muss die Frage lauten: Waren die Entscheidungen, die in der Krise von den demokratisch gewählten Repräsentanten für uns getroffen wurden, richtig?

Wer diese Frage mit „Ja“ oder „Nein“ beantwortet, begeht schon den ersten Fehler.

Denn auf komplexe Fragen gibt es keine einfachen Antworten. Deswegen gibt es auch keine einfachen Lösungen, wie es Rechtspopulisten und Fundamentalisten immer wieder vorgaukeln möchten. Auch meine Gedanken kann ich an dieser Stelle nur eingedampft auf ein paar grundlegende Überlegungen wiedergeben.

Wir wissen nach wie vor nicht genau, wie gefährlich das Coronavirus wirklich für alle Menschen ist. Auf Basis der eindrucklichen Bilder aus China und Norditalien hat quasi die ganze Welt Ausgangssperren und Grenzschließungen verfügt. Im Rest Europas meist deutlich radikaler als bei uns. Wenn einige die Beschränkungen bei uns kritisieren, wird ihnen gerne entgegengehalten: „Stell Dich nicht so an. In Italien und Spanien ist es viel strenger ...“ Die, die so etwas sagen, sind häufig vom ‚Lockdown‘ nicht so stark betroffen, weder emotional noch tatsächlich. Sehr unmittelbar betroffen sind jedoch die, die keine Rücklagen auf dem Konto haben. Manche vermissen auch einfach die sozialen Kontakte am Arbeitsplatz. Da machen es sich gerne die etwas zu leicht, die schon immer lieber zu Hause arbeiten wollten, genug Geld auf dem Konto und eine große Wohnung oder ein Haus mit Garten haben.

Die sozialen Unterschiede sind in Deutschland zuletzt deutlich größer geworden. Die Schwächeren trifft eine solche Krise deutlich härter. Das ist die perfekte Konstellation für noch größere Konflikte und für das Aufkommen von Rechtspopulisten und anderen Verschwörungstheoretikern. Wer das nicht will, sollte kritisch und vor allem über echte Reformen nachdenken. Klatschen um 21 Uhr ist zwar nett, hilft dabei aber nicht. Vom Klatschen kann sich keine Kranken- oder Altenpflegerin etwas kaufen.

Die Folgen des Lockdowns für unsere Wirtschaft und damit auch für unseren Arbeitsmarkt werden spürbar sein. Und um uns herum in Europa wird es wohl noch deutlich schlimmer kommen. Wir Deutschen profitieren am meisten vom europäischen Markt. Daher sollten wir ein Interesse an der Solidarität mit unseren Nachbarn haben.

Die Schließung der Grenzen war für Europa ein schlechtes Zeichen. Die Regierungschefs wollten gerne den großen Zampanò mimen und sich im Durchgreifen überbieten. Ich befürchte aber, dass es in den Köpfen der Menschen Spuren hinterlassen wird, weil die Idee der europäischen Solidarität und des Miteinanders beschädigt worden ist. Wer glaubt, dass wir die Probleme unserer Zeit auf Nationalstaatsebene lösen können, ist ein Dummkopf. Denn gerade jetzt ist Europa gefragt. In Zeiten des faktischen Abdankens der USA als Ordnungsmacht und einer immer aggressiver agierenden chinesischen Diktatur muss es Europa sein, das die Errungenschaften der westlichen Welt verteidigt. Dazu gehört vor allem unsere demokratische Grundordnung mit ihren lange erkämpften Freiheiten. Gerade in Krisenzeiten darf demokratische Politik nicht den Fehler machen, ohne hinreichende Diskussion in die Bürgerrechte einzugreifen. Keine Maßnahme ist alternativlos, wie gerne manchmal behauptet wird.

Es gibt immer eine Alternative und unsere Verfassung verlangt, dass wir diese Alternative abwägen. Laut Verfassung muss bei Eingriffen in Grundrechte immer das mildeste Mittel gewählt werden – auch bei der Abwendung von Gefahren. Ansonsten fehlt es an der Verhältnismäßigkeit des Eingriffs. Diese Verhältnismäßigkeit kann man nur erreichen, wenn man sorgfältig diskutiert, welches

Vorgehen sinnvoll ist. Auch unter Zeitdruck muss man daher in Ruhe abwägen.

Stattdessen wird auch bei uns in Deutschland zu oft mit Einschüchterung agiert: Wer sich nicht an diese oder jene Regel hält, ist schuld an einer weiteren Ausbreitung des Virus und damit an vielen Toten. Diese Instrumentalisierung von Angst ist genau der falsche Weg. Geboren ist sie aus der Angst der Exekutive, sich nicht vorwerfen lassen zu wollen, man habe zu wenig gemacht. Also handelt sie nach dem Motto: „Viel hilft viel.“ Das ist aber gerade kein souveränes Handeln und genügt nicht dem Maßstab der Verhältnismäßigkeit.

Ob man den Lockdown mit der Schließung fast aller Geschäfte hätte durchführen müssen oder ob es ein milderes Mittel gegeben hätte, ist eine legitime Frage, die wir jetzt wenigstens im Nachhinein diskutieren müssen, um aus Fehlern auch zu lernen. Die letzten Wochen haben deutlich gezeigt, dass wir als demokratische Gesellschaft ein Defizit im Umgang mit einer solchen Krise haben. Verantwortliche Politik darf niemals Angst zu ihrem Werkzeug machen.

Statt angstgetrieben zu reagieren, sollten wir positiv denken und uns Ziele für die Zukunft setzen und überlegen, wie wir sie erreichen können, ohne mit zu vielen Verboten zu agieren und unterschwellig Angst zu verbreiten. Das gilt beispielsweise auch für die Veränderung unseres Klimas. Das ist ein echtes Problem. Aber es hilft nichts, deswegen in Panik zu verfallen. Gefragt ist Sachlichkeit statt Erregung.

Dabei ist es auch hilfreich, die Bürger als mündige Bürger zu behandeln und nicht wie störrische Kinder. Einsicht und Verständnis wird man immer nur durch verständliche und nachvollziehbare Strategien erreichen und nicht durch Verunsicherung oder Angstmache. Nur so lassen sich auch die Populisten und die Verschwörungstheoretiker, die leider auch in der Kirche zu finden sind, im Zaum halten. Denn deren krudes Geschwafel kann immer nur dann Wirkung zeigen, wenn nicht transparent und nachvollziehbar agiert wird.

Angst frisst Verstand auf. Angst darf daher nie der überwiegende Antrieb für unser Handeln sein und den Grad unserer Freiheiten bestimmen.



„FORT KNOX“ im Altenheim

Bericht einer Sozialarbeiterin

Redaktion: Carolin Dörmbach

Fotos: Volker Adolf

Nachdem ich am Freitag von den Schulschließungen gehört habe, gehe ich am Montag, den 16.3.2020 mit einem mulmigen Gefühl zur Arbeit. Im Altenheim angekommen, werde ich direkt zur Einrichtungsleitung zitiert, die mir die neuesten Regelungen mitteilt. Die Einrichtung wird geschlossen. Die BewohnerInnen werden zu ihrem Schutz kollektiv und ungefragt weggesperrt. Von außen darf niemand mehr ins Haus: weder Angehörige noch Honorarkräfte, EhrenamtlerInnen, die Friseurin und die KrankengymnastInnen. Wir sind zum „Fort Knox“ (oder sollte ich lieber „Klingelpütz“ sagen?) mutiert, und die Rezeptionistin ist unsere neue Schließerin.

Von nun an wird es für uns alle sehr ungemütlich und ernst. Die BewohnerInnen dürfen nur noch so weit raus, wie es die Sichtweite der Rezeptionistin erlaubt. Dringende Arztbesuche werden aus Angst vor der drohenden noch strengeren Quarantäne nicht wahrgenommen. Denn das würde 14 Tage Isolation auf einem ca.15 Quadratmeter großen Raum bedeuten.

Das Personal trägt Masken und Mundschutz, und ist daher für die meist schwerhörigen BewohnerInnen noch schwerer zu verstehen. Für uns vom Sozialen Dienst ist es auf Dauer nur unzureichend möglich, den Mangel an Ansprache, Bewegung und Abwechslung auszugleichen. Unter den BewohnerInnen kommt es zu depressiven Verstimmungen und vereinzelt auch zu Selbstver-





letzungen als Folge des anhaltenden Eingesperrtseins und des Kontaktabbruchs zu EhepartnerInnen, Kindern und anderen Bezugspersonen.

Der Arbeitsalltag bringt viele Unsicherheiten mit sich. Ich fühle mich stark angespannt und habe Schlafstörungen. Allein der Weg zur Arbeit mit öffentlichen Verkehrsmitteln stresst. Ich möchte mich nicht infizieren, vor allem am Arbeitsort niemanden anstecken. Wir tragen Masken und oft auch Handschuhe. Die Abstandswahrung ist aufgrund von Räumlichkeiten und Tätigkeiten jedoch oft nicht möglich. Nach Dienstende haben wir gefühlt einen kleinen Haufen Wolle im Rachenbereich. Das liegt an den mit Hochdruck und Sorgfalt genähten Mundschutzmasken, die Angestellte des Hauses für uns angefertigt haben.

Im April wird – trotz aller Vorsichtsmaßnahmen – der erste positive Corona-Fall festgestellt: Bei einem Bewohner, der wegen körperlicher Beschwerden ins Krankenhaus eingewiesen wurde, wird bei einem Routineabstrich der Nachweis einer C-positiven Infektion erbracht. Bei einer weiteren

Bewohnerin fallen Co-VID 19 typische Symptome auf. Auch sie muss ins Krankenhaus. Schnell folgen Testungen bei allen BewohnerInnen und beim Personal des entsprechenden Wohnbereichs. Obwohl alle negativ getestet werden, muss das Personal, das Kontakt mit der Bewohnerin hatte, in Quarantäne. Das gilt möglichst auch für die LebenspartnerInnen. Weiterarbeiten müssen wir natürlich trotzdem. Diese Regelung ist sehr belastend, denn so sind Einkäufe und Spaziergänge außerhalb der Arbeitszeit illegal, wengleich man negativ getestet worden ist und weiterarbeiten muss. Für Mitarbeitende in der Pflege gilt zudem: Selbst bei einem C-positiven Testergebnis kommen sie bei Symptombefreiheit nicht in „Vollzeitquarantäne“ sondern müssen in „Teilzeitquarantäne“. Glücklicherweise ist dieser Fall in unserer Einrichtung nicht vorgekommen. Für betroffene Personen ist diese Regelung jedoch extrem belastend und außerdem gefährlich für die eigentlich doch zu schützende Risikogruppe. Aber wie sollte es anders gehen? Wir hatten schon lange vor dem Coronaausbruch einen akuten Pflegenotstand.

Es folgen weitere Testungen und sehr bedrückende Quarantänebedingungen. Eine Angestellte und ein weiterer Bewohner werden positiv getestet. Der betroffene Wohnbereich wird erneut geschlossen, und das Personal muss wiederum in „Teilzeitquarantäne“. Zudem zieht das Gesundheitsamt die jüngst angelaufenen – sowieso sehr strengen – Besuchsregelungen für die gesamte Einrichtung zurück. Daraufhin kommt es zu Anfeindungen durch Angehörige. Für die BewohnerInnen und insbesondere das Pflegepersonal ist die Situation sehr schwierig. Nicht nur ich empfinde diese „Teilzeitquarantäne“ als schreckliche und zudem auch noch sehr inkonsequente Belastung und die erneute Totalschließung des Hauses für alle BewohnerInnen als übertrieben und extrem deprimierend.

Ich wünsche mir dringend Nachbesserungen und eine Überprüfung der Verhältnismäßigkeit der Maßnahmen. Die Einmalprämie von 1000 Euro für das Pflegepersonal empfinde ich als eine lächerliche Summe. Ich habe Sorge, dass bald noch mehr Angestellte in der Pflege kündigen, was ich – ehrlich gesagt – sehr gut verstehen könnte. Das

vielfach beklatschte Alltagsheldentum nützt da nichts. Ich wünsche mir, dass in den Medien die kritischen Stimmen Gehör finden und nicht pauschal abgebügelt werden. Trotz der Lockerungen existieren noch große Missstände, die benannt und geändert werden müssen. Ich wünsche mir, dass auch ein Dr. Wodarg, ein Prof. Bhakdi und andere Experten ernstgenommen und nicht direkt als Fake News oder Narzissmus abgetan werden. Die Nachfrage nach Verhältnismäßigkeiten muss in einer Demokratie erlaubt sein. Auch die Menschenwürde und das Recht auf Selbstbestimmung müssen mit in die Waagschale gelegt werden. Genau das passiert meiner Meinung nach viel zu wenig. Die Gangel-Studie von Prof. Streck fand ich übrigens super, da sie so konkret war. Doch auch sie wurde, in diesem Fall wohl wegen des PR-Teams, als unsolid abgetan. Meines Eindrucks nach wird man derzeit viel zu schnell medial zum Spinner und/oder Verschwörungstheoretiker abgestempelt. Das ärgert mich sehr und widerspricht meiner Auffassung von Demokratie. Es gibt viele Lebenswelten, bei denen der Lockdown zu schrecklichen sozialen und wirtschaftlichen Folgen geführt hat – nicht nur die oben beschriebene.

außerstande

die lehre: nicht ausgangssperre, nicht verbote
sich zu treffen und zu dritt im café zu sitzen
es sind die syrischen kinder am europäischen stacheldraht
die warten müssen bis unsere rebublik wieder virusfrei
weil wir uns außerstande sehen, zwei unterschiedliche patienten
gleichzeitig zu behandeln und vor dem tod zu bewahren

© wilhelm bruners 3/20

Weitere Gedichte
von Wilhelm Bruners:





Nachbarn

Eine ‚Montagsgeschichte‘ von Carolin Dörmbach aus der Coronakrise

Seit Corona haben wir einen neuen Termin: Abends um neun klatschen wir am Fenster mit den Nachbarn. Für alle, die jetzt ganz besonders für uns und die Gesellschaft arbeiten: im Krankenhaus, an den Supermarktkassen, bei Polizei, Feuerwehr und anderswo. Und weil wir in Köln wohnen, haben vor ein paar Tagen Nachbarn mit Trompete, Gitarre und Klavier danach den Klassiker ‚In unserm Veedel‘ von den Bläck Fööss angestimmt.

Ein Lied, das wir natürlich sofort mitgesungen haben – laut und voller Begeisterung. So laut und begeistert, dass es wohl auf die andere Straßenseite überklang, eine Nachbarin beim atmosphärischen Schwenk mit ihrer Handykamera bei uns hängen blieb.

„Hast du das gefilmt?“, habe ich nach dem Singen rübergerufen. „Soll ich euch das schicken?“, antwortete sie. Las kurz später meine Nummer von einer großen Pappe ab, die wir kreativ anleuchteten. Schickte das Video. Und winkt uns jetzt jeden Abend zu, wenn wir ans Fenster kommen, zusammen klatschen.



Info: Weitere ‚Montagsgeschichten‘ mit Beobachtungen aus dem Alltag unserer Redakteurin

Carolin Dörmbach finden sich in ihrem Blog: montagsgeschichten.de

»Ich bin keine HELDIN«

Sie wollte Ärztin werden, um Menschen zu helfen. Die Corona-Krise brachte sie an ihre Grenzen.

aufgezeichnet von Carolin Dörmbach

Foto: Volker Adolf

In den Fünfziger- und Sechzigerjahren bin ich in einem katholischen Elternhaus aufgewachsen. In dieser Zeit habe ich von Eltern, Pastören und Lehrern wesentliche moralische Anforderungen mit auf den Weg bekommen. Wenn man mich vor ein paar Jahren gefragt hätte, wäre ich mit großer Wahrscheinlichkeit nicht auf die Idee gekommen, dass eine Situation kommen würde, die mich an die Grenzen dieser Werte bringen könnte. Doch mit der Corona-Pandemie ist es genau dazu gekommen.

Am Anfang der Erkrankungswelle dachte ich: ‚So, das ist jetzt eine Herausforderung. Aber weil du diesen Beruf hast, musst und wirst du das schon machen.‘

In der Hausarztpraxis, in der ich arbeite, wurde ich mit allen möglichen Erkältungssymptomen konfrontiert. Jedes Mal war da die Unsicherheit, ob der Patient vielleicht das neue Virus in sich trägt. Bei den Untersuchungen war ich völlig ungeschützt. Keine einzige Schutzmaske war vorhanden, und Desinfektionsmittel wurden schnell knapp.

Spätestens in der zweiten Woche bemerkte ich erste Stressreaktionen: schlechter Schlaf, innere

Unruhe, Herzrhythmusstörungen. Morgens wollte ich eigentlich nicht aufstehen und zur Arbeit gehen. Ich fing an, mich zu fragen: ‚Was ist das?‘ Zunehmend musste ich mir eingestehen, dass ich von der Situation emotional überfordert war. Dass ich Angst um meine eigene Gesundheit, vielleicht sogar um mein eigenes Leben



bekam. Ich wurde den Patienten gegenüber immer ablehnender, wollte sie eigentlich nicht mehr untersuchen. Schon gar nicht wollte ich ihnen in den Hals schauen, wo die gefährlichen Viren lauern. Dabei war all das viele Jahre ganz normal für mich gewesen. Ich war immer sorgfältig, wollte wissen, ob jemand nur einen viralen Schnupfen oder vielleicht zusätzlich eine bakterielle Mandelentzündung hatte. Aber jetzt war mir das mehr und mehr egal. Ich wollte mich selber schützen.

Die Patienten wirkten teilweise irritiert, manche sahen mich mitfühlend an. Einige waren wütend, forderten Dinge, die ich zu der Zeit nicht leisten konnte.

Das abendliche Klatschen auf den Balkonen für die medizinischen Berufe irritierte mich von Anfang an. Ich fühlte mich durch die hohen Erwartungen massiv unter Druck gesetzt.

Mehr und mehr kam ich zu der Erkenntnis, dass ich keine Heldin bin, die der Gefahr mutig ins Auge schaut und auch keine Märtyrerin, die ihr eigenes

Leben für andere und für die eigenen moralischen Ansprüche aufs Spiel setzt.

Ich habe mich irgendwann dafür entschieden, aus der direkten Patientenversorgung auszusteigen, für mich selber zu sorgen.

Glücklicherweise bin ich in der Situation, mein Geld auch mit anderen Tätigkeiten verdienen zu können. Mir ist sehr bewusst, dass das ein Privileg ist, das viele andere Menschen nicht haben. Ich habe Entscheidungsmöglichkeiten in meinem Leben – selbst in Coronazeiten.

» HALLO, WIR SIND nicht IM KRIEG! «

Kurt Koddenberg engagiert sich in der Bildungsarbeit und in St. Agnes. Er misst die Weltuntergangsrhetorik der Coronakrise am Maßstab der Wirklichkeit von Krisenbetroffenen. Von seiner Kirche hätte er sich mehr Präsenz gewünscht.



Text: Kurt Koddenberg

Fotos: Sebastian Linnertz, Volker Adolf

Weit in die Corona-Zeit hinein hat mich die Auseinandersetzung zwischen dem Buchpreistäger Saša Stanišić und dem Nobelpreisträger Peter Handke über den Balkankrieg begleitet. Für Anfang Juni hatten wir eine VHS-Fahrt nach Sara-



jevo gebucht – natürlich abgesagt. Zur Vorbereitung habe ich vieles über den Krieg gelesen.

Ich musste anfangs die vielen Corona-Erfahrungen immer an diesen unfassbaren Kriegsbildern messen und konnte deshalb dem durch das Coronavirus ausgelösten Weltuntergangsempfinden wenig abgewinnen. Und dann noch die sich bis heute verfestigende Rhetorik ...

„Hallo - wir sind nicht im Krieg!“ – Lasst uns den Respekt und die Hilfe für all diejenigen bewahren, die unsere Corona-Betroffenheit gar nicht verstehen, weil sie heute in wirklichen Kriegen oder auf der Flucht davor leben.

Vieles an ‚Corona-Geschrei‘ erlebe ich bis heute als respektlos gegenüber wirklich Betroffenen – wie den Verstorbenen und deren Angehörigen; den Berufen, die besonders gefordert sind; den Kindern und den vielen jungen berufstätigen Eltern; den Alten und Einsamen; allen, die ihren Job verloren haben; allen mit anderen tödlichen Erkrankungen.

Vor Ostern sind wir einmal abends in der Innenstadt gewesen: gespenstisch leer, nur eine einzige Gruppe auf der Hohen Straße, am Dom und am Bahnhof sichtbar – die, die ohne Obdach sind. Von meiner Kirche habe ich mir oft mehr praktische Präsenz und vor allem politische Einmischung gewünscht. Warum so lange dieses Abtauchen und dieses etwas einseitige Interesse an Kirchenöffnung und Gottesdienstfeier? Ich hab's gar nicht mit den TV-Talkshows. Aber wenn ein Kirchenvertreter angekündigt gewesen wäre, ja, dann hätte ich geschaut.

In der Osternacht habe ich mir den Gottesdienst aus meiner Heimat in Ankum bei Osnabrück angesehen. Das war berührend, weil sehr authentisch, gar nicht durchgestylt und perfekt. Welche Freude, als ich im Live-Chat sehen konnte, dass Verwandte ‚in der ganzen Welt‘ mitgeschaut haben und sich verbunden fühlten.

Thees Uhlmann singt: „Die Zukunft ist ungeschrieben – die Zukunft ist so schön vakant.“ Wir sollten nach Corona die Chance auf eine bessere Zukunft gemeinsam in unsere Hände nehmen.

» Wer am Ende noch dabei sein wird, WIRD MAN SEHEN «

Bernhard Wagner ist momentan der dienstälteste Seelsorger an der Agneskirche. Mit Klaus Nelißen sprach er über ein besonderes Ostern, ein zwischenzeitliches Hobby und die Veränderungen durch Corona im Viertel, in der Seelsorge und in der Kirche.

Text: Klaus Nelißen

Fotos: Klaus Nelißen, Volker Adolf

Du warst seit Beginn der Coronakrise der ‚Glöckner von St. Agnes‘. Immer um 19:30 Uhr hat die Agneskirche wie alle Kirchen im Erzbistum geläutet als Zeichen der Solidarität. Wie bist du dazu gekommen?

Als der Pfarrer im Dienstgespräch fragte, wer es macht, habe ich ganz schnell „Hier!“ gerufen. Ich dachte, das könnte mein neues Hobby sein für einige Wochen. Wir hatten mit Herrn Eich lange Jahre einen Küster, der immer sehr gerne geläutet hat. Und ich muss sagen: Auch mir macht das Spaß. Denn hier in St. Agnes muss ich das alles mit der Hand einstellen: die einzelnen Knöpfe betätigen und programmieren. Ich bin dann auch mal in den Turm gegangen, um zu sehen, welche Glocken ich überhaupt so läute – natürlich nicht während des Geläuts.

Während des 19:30-Uhr-Geläuts gehe ich dann meist in die leere Kirche, setze oder knie mich in

die Bank und bete für die Menschen im Viertel. Mein Leben als Priester ist eh strukturiert durch Gebetszeiten. In der Coronakrise ist dieses Gebet, gestützt durchs Geläut, dann noch mal ein fester Bezugspunkt. Von einigen Gemeindemitgliedern habe ich auch E-Mails bekommen oder wurde auf der Straße angesprochen, dass sie täglich auf das Geläut warten und mitbeten. Das ist doch eine schöne Verbindung ins Viertel.

An St. Agnes bist du mittlerweile der dienstälteste Seelsorger – wie hat sich das Viertel verändert?

Nun ja, vielleicht sind 10 Jahre doch nicht lang genug, um große Umbrüche festzustellen. Die Leute sagen: Das Viertel ist reicher geworden – Stichwort Gentrifizierung – das habe ich jetzt nicht wirklich beobachtet. Was ich merke ist, dass sich das Viertel immer wieder verändert: Läden, Restaurants kommen und gehen. Und es gibt viel Fluktuation in der Gemeinde: Ich taufe Kinder von Familien – und zwei Jahre später sind die Familien wieder weggezogen.



Wie verändert sich das Viertel in der Coronakrise?

Am meisten fällt mir auf, dass es sich wenig verändert. Natürlich: Die Geschäfte hatten zu, die Bars usw. Und ganz am Anfang des Shutdowns hatte ich den Eindruck, dass sich die meisten an die Maßnahmen halten. Ein Teil tut das auch immer noch. Aber hier, am Neusser Platz, sind die Leute doch unterwegs wie immer. Das gute Wetter lockt, die wenigsten halten sich an die Abstandsregeln. Ein Wunder, dass es dabei weiterhin so wenige Infektionen gibt.

Wie hat sich dein Seelsorger-Dasein in der Krise verändert?

Es gibt viel weniger persönliche Zusammenkünfte. Ich habe wenige direkte seelsorgerische Gespräche geführt, auch, weil die Menschen das selbst nicht wollten. Zweiergespräche hätten ja funktioniert, vor allem im Freien. Aber alle haben abgesagt – aus Sorge. Darum haben wir viel auf andere Kommunikationsformen zurückgegriffen. Über E-Mail, Telefon und WhatsApp haben wir auch manche erreicht, aber längst nicht alle.

Am meisten habe ich Rückmeldungen von alten Menschen bekommen. Sie leiden in der Krise am meisten. Einsamkeit ist deren großes Thema und die Sorge um ihre Gesundheit.

Wie hast Du dann reagiert?

Einfach erst einmal da sein. Das geht auch am Telefon. Und dann vielleicht auch noch mal zurückrufen, wenn ich merke, das ist nötig. Wenn ich merke, dass meine Gesprächspartner zu ängstlich sind, dann sage ich: Gehen Sie doch mal spazieren.

Andererseits habe ich Leute gesprochen, die die Lage gar nicht ernst genommen hatten. Die sagten: „Das ist alles erfunden“, oder: „Uns soll nur Angst gemacht werden.“ Und dann habe ich auch schon mal ermahnt: „Nehmt das Ganze nicht zu leicht.“ Ich habe versucht, das rauszuhören und dann einen ausgewogenen Umgang mit der Krise anzubieten.

Vielleicht ist die Frage in diesem Zusammenhang etwas naiv. Aber was macht dir eigentlich mehr

Freude: Priester-Sein oder Seelsorger-Sein?

Das hab ich mich, offen gestanden, noch nie gefragt, denn bei meiner Art der Seelsorge spielt ja das Priester-Sein eine Rolle. Zur Seelsorge gehört eben auch die Feier der Gottesdienste – und das mache ich sehr gerne, oder auch das Predigen. Und ob ich bei anderen seelsorgerischen Begegnungen einfach nur der Seelsorger bin oder ob die merken, ich bin auch der Priester – das kann ich schwer einschätzen. Das müssten die anderen sagen. Jedenfalls kann man kein Priester sein, ohne Seelsorger zu sein.

Wurdest du in der Krise auch gefragt, was Gott womöglich mit dieser Krise sagen wollte?

Tatsächlich kam eine alte Frau auf mich zu und sagte: „Wie erklären Sie als katholischer Priester diese Krise?“ Meine erste Antwort war: Ich habe keine besondere Antwort als Priester. Ich höre auf die Mediziner und die Wissenschaftler. Denn die haben dafür die besten Erklärungen. Ich neige nicht dazu, so eine Krise überzogen übernatürlich zu erklären.

Aber so eine Krise regt natürlich zum Nachdenken an. Und ein Satz von Papst Franziskus ist mir hän-

gegeblieben von seinem einsamen Gebet auf dem Petersplatz an einem Freitag: „Es ist nicht die Zeit deines Urteils, Gott. Es ist die Zeit unseres Urteils.“ Mich hat diese Fernsehübertragung sehr berührt. Und für mich sagt der Papst ganz klar: Das hier ist kein Gottesurteil. Gott schickt keinen Virus als Strafe oder sonst was. Aber die Krise ist eine Anfrage an uns: Was wollen wir mit unserem Leben machen? Wie ist unser Umgang mit der Welt, mit der Umwelt und mit unseren Mitmenschen?

Der Papst ist Jesuit und die Jesuiten üben sich darin, kluge Urteile zu fällen, Dinge genauer wahrzunehmen. Und darum geht es: die Krise als Chance sehen, um innezuhalten und die großen Fragen des Lebens zu stellen.

Mitten in die Krise fiel das Osterfest. Wie war das für dich?

Es war einerseits traurig, aber auch eine besondere Erfahrung. Ich habe Palmsonntag bis Ostermontag mit den anderen Seelsorgern die Gottesdienste im kleinen Kreis gefeiert. Und ich wusste von vielen Menschen durch Rückmeldungen, dass sie so traurig waren, dass sie nicht mitfeiern können. Da sagten alte Gemeindemitglieder: Seit unserer Kindheit feiern wir Ostern, dieses Jahr zum ersten Mal nicht. Zwei Frauen haben deshalb sogar im Gespräch geweint.

Für uns wenige waren diese Feiern intensiv. Wir haben viel an die Gemeinde gedacht und an die, die nicht dabei sein konnten. Zugleich stellte sich die Frage, die viel diskutiert wurde: Ist es richtig, möglichst viele Gottesdienst zu feiern mit vielen Hauptamtlichen, oder gerade nicht? Ich habe beides ausprobiert: Bis zu den Ostertagen habe ich



mitgefeiert, zum Teil auch selbst zelebriert. Nach Ostermontag habe ich nicht mehr mitgefeiert. Ich wollte wissen, wie das ist. Es war die längste Zeit, die ich nicht zelebriert habe, seit ich Priester bin. Und ich sage: beide Weisen hatten etwas für sich und etwas gegen sich: Im Denken an die Menschen stellvertretend zu feiern – das hat etwas für sich. Aber es gibt auch Gründe zu sagen: Wenn die Gemeinde nicht zusammenkommen kann, dann ist das ein Zeichen der Solidarität, es nicht zu tun. Wie gesagt: Beide Ansichten haben ihr Recht.

Für alle, die Ostern nicht in den Liturgien mitfeiern konnten, hattet ihr vom Seelsorgeteam eine Art Carepaket bereitgestellt an Ostern. Du warst in den Kirchen präsent und hast viele gesehen und gesprochen an diesen Tagen. Wie war das für dich?

Das Angebot ist phänomenal stark angenommen worden. 550 Ostertüten waren bis zum Abend weg. Viele sind gekommen auf unsere E-Mail hin. Viele kamen auch zufällig. Und ich habe so viele Menschen kennengelernt. Das Wiedersehen mit einigen Gemeindemitgliedern war sehr wichtig.

Und auch mit ganz fremden Menschen hatte ich spannende Gespräche. Ich erinnere mich an zwei Frauen aus Argentinien in St. Ursula, die für einen Bildungskurs nach Köln gekommen waren, der nicht stattfand. Und da war dieser ungarische Musiker, der mir von seinen finanziellen Sorgen erzählte. Bei all diesen Gesprächen an Ostern hat mich bewegt, wie viele Menschen mit ihren Plänen aus der Bahn geworfen wurden. Das ist ein Aspekt dieser Krise: Wir können nicht alles planen. Unser sicherer Wohlstand und vieles mehr wurden erschüttert.

Wie sehr wird die Coronakrise unsere Gesellschaft nachhaltig verändern? Und wie verändert das die Kirche? Gottesdienste können ja nur mit hohen Auflagen gefeiert werden derzeit ...

Viele spekulieren, was von der Krise bleiben wird mit Blick auf die Gesellschaft oder auf die Kirche. Ich bin da sehr zurückhaltend. Das können wir noch gar nicht voraussehen. Kürzlich las ich ein Interview mit einem Professor aus der Schweiz, der sagt: Die Leute werden genauso leben wie vorher. Die Menschen lassen sich nicht dauerhaft von so einer Krise beeinflussen. Das fand ich sehr erfrischend. Wie lange das aber dauern wird bis zu diesem Leben wie vor der Krise – das können wir alle nicht voraussagen. Vor zwei Monaten dachte ich noch, in drei Monaten ist alles rum. Aber das ist es nicht. Und niemand weiß, welche weiteren Krisen in den nächsten Jahren vielleicht auf uns zukommen. Was sich für die Kirche ändern wird? Dazu wage ich auch keine Prognose. Bei manchen Aktivitäten wie unseren Taizé-Gebeten fürchte ich, dass einige nicht zurückkommen. Weil die Anbindung an die Gemeinde fehlt. Wer am Ende noch dabei sein wird, das wird man sehen.



Unangepasst und FROMM

Es gehört zu den umstrittensten und prächtigsten Festen der katholischen Kirche. Es steht für den Einfluss von Frauen ebenso wie für katholischen Pomp. Und die Kölner haben eh einen besonderen Bezug zu ihm: Fronleichnam.

Text & Fotos: Klaus Nelißen

Fronleichnam ist das Fest, an dem die Katholiken zeigen, wie ‚outgoing‘ sie sind. Aber das Wort ist vielleicht zu neudeutsch, als dass es das trifft, was viele mit Fronleichnam verbinden: eine verstaubte Traditionsveranstaltung. Doch da das Motto dieses Pfarrbriefes ‚rauskommen‘ lautet und dieser an Fronleichnam erscheint, sei ein Blick gestattet auf dieses Fest, an dem Katholiken auf die Straße gehen. Nicht, um zu demonstrieren, wie derzeit vornehmlich Verschwörungstheoretiker, sondern um zu prozessieren.

Wobei: Ein Demonstrationsstück spielt bei diesem Fest schon eine besondere Rolle, nämlich die Monstranz. Und auch die Umstände, die zu diesem Fest führten, stehen mancher Aluhut-Theorie in nichts nach, könnten aufgeklärte Geister behaupten. Trotzdem: Ich oute mich als großer Fan dieses Festes. Vielleicht auch, weil es auf sympathisch-schrullige Art genauso aus der Zeit gefallen wie unangepasst erscheint: theologisch, rituell, ästhetisch. An Fronleichnam holt die Kirche ihr Tafelsilber heraus und inszeniert sich mit einem Pomp und Gloria, die sie als Institution schon

längst nicht mehr verkörpert. Allerdings inszeniert sie erster Linie nicht sich selbst. Fronleichnam ist so etwas wie die Loveparade für Freunde der Eucharistie. Denn darum geht es: Fronleichnam ist das Fest, das die Eucharistie feiert, das ‚Hochfest des Leibes und Blutes Jesu Christi‘.

Um die Eucharistie ging es auch der Nonne Juliana von Lüttich. Die Chorfrau hatte seit dem Jahr 1208 mysteriöse Visionen: Sie sah den Mond, der an einer Stelle verdunkelt war. Und jetzt kommt das Verschwörerische: Juliana deutete diesen dunklen Fleck als ein Fest, das der Kirche in ihrem an Festen nicht armen Jahreskreis fehlte – nämlich ein Fest zu Ehren der heiligen Eucharistie. In den weiteren knapp 40 Jahren ihres Lebens muss diese Ordensfrau ziemlich beharrlich gewesen sein. Denn dass auf Frauen gemeinhin gehört wird, besonders wenn es um Forderungen geht, dafür ist die Kirche bis heute nicht sonderlich bekannt (vielleicht heute weniger denn je). Aber: Vier Jahre vor ihrem Ableben hatte Juliana Erfolg. 1246 ordnete der Bischof von Lüttich das erste derartige Fest an. Und als kurze Zeit später ausgerechnet ein Lütticher Kleriker zum Papst gewählt wurde, erklärte er als Urban IV. 1264 Fronleichnam zu

einem Fest der Gesamtkirche. Es ist übrigens das erste Fest, das von einem Papst für die Weltkirche festgesetzt wurde. Und anfangs feierten es vor allem Frauenorden – vielleicht auch, weil es von einer Frau angeregt wurde. Die Bischöfe reagierten zunächst verhalten.

Köln spielt in der Geschichte des Fronleichnamsfestes eine besondere Rolle. Denn das ‚hillige Kölle‘ rühmt sich bis heute, die allererste Fronleichnamsprozession durchgeführt zu haben. Wohlge-merkt nicht am Dom, sondern an der damaligen Zentralkirche St. Gereon. Und es ist wohl nicht gelogen, dass besonders die Prozession zur wachsenden Beliebtheit des Festes beigetragen hat. Da konnten und können sich die kirchlichen Stände in all ihrer katholischen Buntheit öffentlich zeigen: von den Schützenbrüdern in Lodengrün bis zu Ordensfrauen in Schwarz, Weiß, Blau oder auch im Schrillosa der Steyler Anbetungsschwestern. Die Erstkommunionkinder können noch einmal

ihr Festgewand tragen. Und dann gibt es an vielen Orten die aufwendigen Blumenteppiche, die Blaskapellen, die Tiere, die hier und da mitziehen, die beflaggten Straßenzüge, den Weihrauch und den festlichen Baldachin mit Gold und Brokat. Fronleichnam ist auf seine Art lustvoll und sinnenfroh. Und nicht zuletzt die Monstranz verleiht dem Fest seine eigentümliche Strahlkraft. Dieses Schaugefäß wurde erfunden für dieses Fest. Es umfasst die schlichte Brothostie mit Kaskaden von Gold, Silber und zum Teil auch Edelsteinen. Eine der größten und kostbarsten Monstranzen befindet sich in Toledo, in Spanien. Ein Kölner baute das drei Meter hohe und irrsinnig schwere Monstrum just zu der Zeit, als in Deutschland die Reformation ausbrach. Verarbeitet ist in dem Kunstwerk das allererste Gold, das Christoph Kolumbus aus der Neuen Welt heimbrachte. Jedes Jahr wird es von gleich mehreren Männern durch die Straßen Toledos getragen. Fronleichnam in Toledo ist das, was in Köln der Karneval ist. 1523, im selben Jahr,



als die monströse Monstranz von Toledo fertiggestellt wurde, schaffte Martin Luther in Wittenberg die Fronleichnamsprozession ab. Der Reformator wetterte gegen das Fest als Ausgeburt des Klerikalismus.

Und so verwundert es nicht, dass Fronleichnam in den Jahrhunderten der konfessionellen Grabenkämpfe zum Zankapfel wurde zwischen Katholiken und Protestanten. Gerade in konfessionell gemischten Regionen wie dem Niederrhein zogen die Katholiken barock mit Pomp durch die Felder, während manch protestantischer Bauer ausgerechnet dann seine Felder düngte.

Auch politisch war das Fest immer wieder umstritten: Gerade weil die Katholiken an Fronleichnam so sichtbar den öffentlichen Raum für sich

beanspruchen, wurden die Prozessionen immer dann verdächtig, wenn das Katholische nicht genehm war. In den protestantischen Niederlanden waren Prozessionen in nichtkatholischen Regionen bis 1990 offiziell verboten. In Deutschland trat das Fest im Dritten Reich in Konkurrenz zum Führerkult. Die Nationalsozialisten hoben den Feiertag auf – staatlichen Beamten wurde untersagt, an den Prozessionen teilzunehmen, das Beflaggen wurde untersagt und mit Kriegseintritt auch die Prozessionen. Findige Pastöre oder auch Bischöfe wie Clemens August von Galen in Münster fanden jedoch Wege, das Fest zu einer Demonstration der Kirchentreue zu feiern. Gerade in Zeiten der Bedrängnis war Fronleichnam das trotzige Fest katholischer Unangepasstheit.

Als der Zweite Weltkrieg vorbei war, am 8. Mai vor 75 Jahren, stand mit Fronleichnam das erste große Fest an. Beeindruckend sind die Bilder der Kölner Fronleichnamsprozession von 1945, gerade drei Wochen nach Kriegsende. Köln lag in Trümmern, einsam ragte der Dom über die Schuttberge. Am 31. Mai trug Josef Kardinal Frings das Allerheiligste durch die zerbombten Straßen. Tausende zogen mit oder säumten den Weg, als wollten sie sagen: „Seht her: Wir Kölner feiern wieder!“ Die Kölner scheinen bis heute diesem Fest in besonderer Weise zugetan zu sein. Die Mülheimer Gottestracht ist eine Fronleichnamsprozession zu Schiff und findet seit nahezu 600 Jahren auf dem Rhein statt.

Die Coronakrise trifft das Fronleichnamsfest hart. Auch in Köln kann nicht gefeiert werden, wie in den Jahren zuvor. Und obwohl größere Ansammlungen zum Schutz aller Beteiligten nicht stattfinden können: Auch in diesem Jahr wird auf der ganzen Welt der Hymnus zu Ehren der Eucharistie gesungen, den kein Geringerer schrieb als der Kirchenvater Thomas von Aquin, jüngerer Zeitgenosse der heiligen Juliana. Das ‚Tantum ergo‘ darf an Fronleichnam nicht fehlen:

» *Sakrament der Liebe Gottes:
Leib des Herrn, sei hoch verehrt,
Mahl, das uns mit Gott vereinigt,
Brot, das unsre Seele nährt,
Blut, in dem uns Gott besiegelt
seinen Bund, der ewig währt.*

*Gott dem Vater und dem Sohne
sei Lob, Preis und Herrlichkeit
mit dem Geist im höchsten Throne,
eine Macht und Wesenheit!
Singt in lautem Jubeltone:
Ehre der Dreieinigkeit!*



» ES IST NICHT GUT, dass der Mensch allein ist «

Mundschutz, Newsletter, Klagemauer: Pfarrvikar Peter Seul erzählt von neuen ‚Instrumenten‘ der Seelsorge während des Lockdowns – und wie ihn die Krise als Priester beschäftigt.

Text: Peter Seul

Fotos: Peter Otten, Volker Adolf

„Wer hätte das gedacht?“, so fragen viele, wenn sie an Anfang März zurückdenken. Am Anfang der Pandemie war ich, wie viele andere auch, sehr verunsichert, ob das Virus auch mich, meine Familie, Freunde oder Menschen aus meinem Umkreis treffen wird. Dann kam das Entsetzen über das große Leid. Die Bilder von Sterbenden auf den Fluren der überfüllten Krankenhäuser, von Toten, die in Massengräbern beigesetzt werden, oder von überforderten Pflegekräften sind mir schon sehr nahe gegangen. Schließlich fühlte ich aber auch Dankbarkeit für das Krisenmanagement der

politisch Verantwortlichen in unserem Land, auch wenn deren Maßnahmen für alle schmerzlich (gewesen) sind.

Die Krise trifft mich ‚beruflich‘ vor allem deswegen, weil Seelsorge für mich ein Beziehungsgeschehen ist. Der Seelsorger, so ist meine eigene Erfahrung seit nunmehr 29 Jahren, ist das wichtigste ‚Instrument‘ der Seelsorge. Gefragt sind nicht nur seine sozialen und theologischen, sondern vor allem seine menschlichen Fähigkeiten wie Empathie und Mitgefühl. Abstand, nicht Nähe ist ja zurzeit Zeichen für Nächstenliebe. Das hat, wie gesagt, Folgen für unsere Pastoral, vor allem für die Feier der Gottesdienste. Denn eine Messe wird nicht

„gelesen“, wie man früher sagte, sondern „gefeiert“. Und eine Feierstimmung will sich für viele nur schwer einstellen, wenn die wesentlichen Elemente dafür fehlen: der Gesang, der Einsatz der verschiedenen liturgischen Dienste und die Nähe zwischen den Feiernden. Ein Journalist der Süddeutschen Zeitung, der die erste öffentliche Messe in St. Agnes nach Ostern „analysiert“ hat, hat treffend geschrieben: „Der sterilste Moment war die Kommunionausteilung“, natürlich bedingt durch die Schutzmaßnahmen wie Mundschutz und Desinfektionsmittel. Immerhin bleibt die Möglichkeit, mit dem anderen einen freundlichen Blickkontakt aufzunehmen. Auch die Arbeit der Gruppen und Gremien unserer Pfarrgemeinde leidet unter der gegenwärtigen Krise. Viele Zusammenkünfte laufen zurzeit nur online, mittels Videokonferenz. Die Sitzungen werden dadurch zwar kürzer, beschränken sich aber nolens volens meist auf das Formelle.

Nähe muss darum zurzeit anders vermittelt werden als über die vertraute Face-to-Face-Kommunikation. Ich bin froh, dass wir im Pastoralteam über Ostern kreative Wege gefunden haben, Zeichen der Verbundenheit mit den Menschen vor Ort zu setzen: durch die wöchentlichen Newsletter mit Informationen und spirituellen Impulsen, die Akti-



on mit den Tüten am Palm- und Ostersonntag, das abendliche Läuten der Glocken, die Gebetsecke für (Kommunion-)Kinder und die ‚Klagemauer‘ für Erwachsene, die täglichen Beiträge der Kirchenmusik

auf Youtube und vieles mehr. Ich denke aber auch an die vielen zufälligen Gespräche in und vor der Kirche, im Viertel beim Einkaufen und Spaziergang. Ich hatte jedes Mal den Eindruck, dass es mehr als nur ein belangloser Smalltalk war.

Der Anfang der Pandemie kam mir vor wie ‚Exerziten‘, Tage der Ruhe und Zurückgezogenheit. Kein Lärm, keine Hektik, kein Verkehr, weder zuhause noch in der Öffentlichkeit. Es war eine Zeit der ‚Entschleunigung‘: Man hatte auf einmal Zeit für das, was sonst zu kurz gekommen war: Zeit zum Spazierengehen, Lesen, Nachdenken und Aufräumen, aber auch für Telefonanrufe, die man vor sich hergeschoben hat. Dennoch gab es eine Menge zu tun, zu planen und zu organisieren. Nachdem zunächst alles heruntergefahren wurde, geht es ja zurzeit darum, zu versuchen, wie eine ‚neue Normalität‘ wiederhergestellt werden kann.

Eine Ordensschwester hat mir kurz nach dem Ausbruch der Pandemie die Frage gestellt: „Was will der liebe Gott uns durch diese Krise sagen?“ Diese Frage hat mich seitdem stark beschäftigt. Ich habe keine abschließende Antwort gefunden. Mir ist aber gerade in der Zeit der verordneten Isolation aufgegangen, wie wahr das Wort der biblischen Schöpfungsgeschichte ist: „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein ist.“ (Gen 1). Der Mensch ist ein Beziehungswesen. Er lebt von Beziehungen mit anderen Menschen, aber auch mit der ganzen Schöpfung, die sich zurzeit ein Stück weit regeneriert. Sie ist uns anvertraut, damit wir sie nicht ausbeuten und schädigen, sondern pflegen und bewahren. Wir leben schließlich auch in Beziehung zu Gott. Gerade diese Beziehung hat mir in der verordneten Kontaktsperre Kraft, Halt und Zuversicht gegeben.

AGNES TRIFFT:

Corona und viel Schönes

Gastautorin Wibke Ladwig berichtet über den Veedelspodcast ‚Agnes trifft‘, der während der Coronakrise entstanden ist und seitdem eine wachsende Schar von Fans um sich sammelt.

Text: Wibke Ladwig

Fotos: Wibke Ladwig

„Wir haben da eine Idee!“ Mit diesem Satz meldeten sich Klaus Nelißen und Peter Otten bei mir. Es war Anfang Januar. Wir hatten uns vor fünf Jahren kennengelernt, bei der Plakataktion ‚Our Stories‘ rund um die Agneskirche mit den visualisierten Geschichten geflüchteter Menschen. Nun war es an der Zeit, dass wir wieder etwas gemeinsam machten. Ein Podcast* sollte es werden, ein Podcast aus dem Agnesviertel für das Agnesviertel. Wir trafen uns im Café gegenüber der Agneskirche. Rasch entwickelte sich die Idee weiter. Ein Plan entstand.

Wir stellten uns vor, in jeder Folge zwei Gäste zu einem wechselnden Thema im Podcast zu haben.

* Was ist ein Podcast?

„Podcasts sind Audio-Programme, die man auf dem Smartphone oder im Browser hören kann.“ Diese Definition stammt von Podigee, der Dienst, über den wir unseren Veedelspodcast im Internet bereitstellen. Auch zu finden bei:



Alle Episoden:

<https://agnestrifft.podigee.io>



Agnes trifft: Wir wollten mit unseren Gästen über Themen wie Kitsch, Handwerk oder Zuhören sprechen. Diese Gäste sollten in irgendeiner Weise mit dem Agnesviertel verbunden sein, sei es, dass sie im Agnesviertel leben, sei es, dass sie dort arbeiten. Wir planten, auf den Wochenmärkten und auf der Straße zusätzlich Geschichten zu diesen Themen für den Podcast einzufangen.

Es war also Anfang Januar. Das Coronavirus war noch eine Meldung von vielen in den Nachrichten. Wenige Wochen später veränderte sich die Lage schlagartig. Der Podcast schien uns nun als ein guter Ort, um über unseren veränderten Alltag zu sprechen. Wir legten los, doch anders als geplant. Die erste Folge nahmen wir noch zu dritt auf, danach war an Aufnahmen in einem geschlossenen Raum mit mehr als zwei Personen nicht zu denken. Seitdem sprechen Peter Otten und ich nahezu wöchentlich über das, was uns beschäftigt, was uns in unwägbar Zeiten Zuversicht gibt und womit wir Geschichten und Erinnerungen verknüpfen. Denn neben dem Agnesviertel teilen wir auch eine andere, ältere Heimat: Wir fanden heraus, dass wir in unserer Jugend dieselbe Schule besuchten.

Bisher waren Themen wie Rituale, Musik, Tiere, Essen und Reisepläne thematische Aufhänger für unsere Gespräche darüber, was unseren Alltag lebenswert macht. Darüber, was uns hilft, diese Zeit der Unruhe und Unsicherheit gut zu überstehen. Und wir hoffen, dass sich die Lage so weit ändert,

dass wir, wie ursprünglich geplant, mit Gästen sprechen können. Bis dahin sprechen Peter Otten und ich über Alltag im Agnesviertel und über das, was das Leben ausmacht.



Wibke Ladwig lebt seit vielen Jahren im Agnesviertel. In ihrem Blog www.sinnundverstand.net widmet sie sich mit Vorliebe dem Alltag, dem Gehen und der Entdeckung von Gegenden, Orten und Menschen.



WIE ST. AGNES ZUR YouTuberin WURDE

Die Coronakrise hat unseren Kirchenmusiker Matthias Bartsch kreativ werden lassen. Hier berichtet er über den neuen YouTube-Kanal, auf dem täglich Musik aus der Agneskirche hochgeladen wird.

Text: Matthias Bartsch

Foto: Volker Adolf

Sogar noch vor dem offiziellen Lockdown war klar: Unsere musikalischen Gruppen mit ca. 200 Musizierenden werden auf unabsehbare Zeit und ziemlich lange nicht miteinander musizieren können. So ist es bis jetzt, da ich diesen kurzen Text schreibe.

Und ebenfalls war sofort klar, dass auch die bereits engagierten MusikerInnen für die Ostertage gar kein oder kein volles Honorar bekämen. Da musste eine Alternative her. Meine Vision: täglich ein bisschen Musik für unsere Gruppen, die Gemeinde und alle, die sich darüber freuen – in allen möglichen Kombinationen. Rein instrumental auf der Orgel, dem Klavier oder dem Cembalo, mit Gesang und mit verschiedenen anderen Instrumenten.

So haben wir bis Pfingsten bisher über 60 ganz unterschiedlich Musikstücke hochgeladen. Und alle MusikerInnen, die für unseren Youtube-Kanal musizieren und das nicht explizit ablehnen, werden für ihre Beiträge angemessen honoriert. Meine persönlichen ‚Charts‘:

- **Die meisten Klicks:** ‚Die Steppe wird blühen‘, gesungen von Helena, 8 Jahre alt. Dieses Lied haben die ältesten rund 20 Kinder unserer Singschule Köln-Mitte letztes Jahr im Dezember im großen Chor- und Orchesterkonzert in St. Agnes gesungen. Für viele, die das Konzert auch mitgestaltet haben, ist das Video besonders anrührend, weil es sie wahrscheinlich an die ‚normale‘ Zeit erinnert.
- **Die ‚komplizierteste‘ Aufnahme:** ‚Annum per annum‘ von Arvo Pärt. Nach einigen Sekunden muss der Orgelmotor ausgeschaltet werden, wofür man als Spieler keine Hand frei hat. Das funktioniert dann nur mit einem Schnitt in der Aufnahme. Außerdem war das hochgeladene Video zunächst international gesperrt, weil es in Abschnitten offenbar einer anderen Aufnahme zu ähnlich war und ein Label deshalb zunächst Ansprüche auf unsere Aufnahme anmeldete.
- **Mein(e) Lieblingsclip(s):** Eigentlich alle, bei denen ein/e weitere/r MusikerIn mit dabei ist. Das Tolle an meinem Beruf ist vor allem das gemeinsame Musizieren mit so vielen ganz unterschiedlichen Menschen im Ensemble. Das hat in viel kleinerem Rahmen immerhin mit jeweils einer weiteren Person auch während des Lockdowns funktioniert.



*P.S.: Wer dieser nicht ganz ernst gemeinten Aufforderung dennoch folgen will – unser Spendenkonto ist: Förderverein der katholischen Pfarrgemeinde St. Agnes in Köln, Sparkasse KölnBonn
IBAN: DE 173 7050 198001 7602020, BIC: COLSDE33XXX*

Was hoffentlich noch kommt, bis wieder so etwas wie Normalität herrscht: Viel weitere Musik im Ensemble (und natürlich auch solistisch an unseren tollen Orgeln), wenn möglich auch weiterhin täglich. Das kann man auch gerne zum Beispiel über den Förderverein für Musik an St. Agnes unterstützen.

Mehr zum Youtube-Kanal ‚Musik in St. Agnes‘ gewünscht? Hier:



» Die blödesten FERIEN «

Homeschooling mit ‚Nutellabrotbestechung‘ hat unser Redaktionsmitglied Georg Thünemann aus dem Homeoffice heraus während der Coronakrise hautnah erlebt.

Text & Foto: Georg Thünemann

„Das sind die blödesten Ferien, die ich je hatte!“ – immerhin, unsere Tochter, 8 Jahre, 2. Klasse der Nikolaus-Groß-Schule, findet, dass es sich nach acht Wochen unterrichtsfrei immer noch nach Ferien anfühlt – und wir als Eltern fragen uns: Ist das jetzt gut oder schlecht? Das Lernen des kleinen Einmaleins und die Unterscheidung, ob ein Wort auf -t oder -d endet, sind nebensächlich. So nebensächlich, dass wir das Kind morgens nur mit Nutellabrot zum Abarbeiten des Unterrichts-

stoffes bewegen können. Besondere Herausforderung: Die Ungerechtigkeit auf dieser Welt – die jüngere Schwester, noch im Kindergarten, kann sich den ganzen Tag auf das Spielen mit Playmobil und Pferdchen konzentrieren. Unterbrochen allenfalls von lästigen Logopädie-Übungen. Das ist fies für die Ältere. Hilft aber nichts, in der zweiten Klasse muss man halt lernen.

Wir Eltern haben das Privileg, im Homeoffice arbeiten zu können. Das beruhigt, doch leicht ist es trotzdem nicht. Immerhin bedeutet Homeoffice

doch, dass man ebenfalls arbeiten muss. Es sind keine Ferien, auch wenn wir ausnahmsweise auch unter der Woche alle vier zuhause sind. Zu Videokonferenzen ziehen wir Eltern uns ins rosa-bunte Kinderzimmer zurück. Ein Arbeitszimmer haben wir nicht, das Wohnzimmer ist in Corona-Zeiten wahlweise Plüschtierklinik oder Barbie-Urlaubsziel.

Doch es klappt ... einigermaßen. Sicherlich auch, weil die beiden Mädchen nach den Aufgaben miteinander tief in ihre Spielwelt eintauchen. Fernsehen ist willkommene Abwechslung, aber kein Muss – genauso, wie es aus Sicht der Töchter völlig überflüssig ist (und in Corona-Zeiten ja auch vernünftig) die Wohnung überhaupt zu verlassen.

Wir haben Glück: Die Klassenlehrerin macht einen guten Lehrerinnenjob. Sie gibt konkrete Aufgaben per E-Mail und notfalls Hilfestellungen – auf jeden Tag aufgeteilt. Einmal in der Woche darf unsere Tochter in einem 10-Minuten-Zeitfenster in die Schule, um neue Aufgaben fürs Homeschooling zu bekommen und den Kontakt zu halten. Das erinnert

ans alte Leben und motiviert. Fast immer macht unsere Tochter kooperativ mit – auch, wenn sie sich hin- und wieder ziemlich bitten lässt, überhaupt mit den Aufgaben (4 mal 6 oder 8 mal 9) zu beginnen.

Ihre lächelnde Begründung: „Zuhause kann ich diskutieren, in der Schule muss ich die Aufgaben sofort erledigen.“ Das kann man als mangelnde Elternautorität auslegen oder als das Auskosten der kleinen Freiheit unseres Schulkindes in Corona-Zeiten.

Unser Resümee: Es klappt eigentlich ganz gut. Unsere Tochter tut sich nicht sonderlich schwer, aber Homeschooling ist zäh. Das Lernen in Gemeinschaft, vor allem mit den Klassenkameradinnen, fehlt. Doch es gibt auch Highlights: das Lernen am Tablet oder etwa der Home-Kunstunterricht: ein Frühlingsbild aus Rotkohlsaft. Das Experiment hat allen (Vater, Mutter, Kindern) Spaß gemacht und die Farbeffekte des Zitronensafts auf dem ausgekochten Rotkohlsud waren toll. Homeschooling für die ganze Familie. Man lernt nie aus.

CORONA & Ich

Stimmen zu Corona,
aufgezeichnet von Carolin Dörmbach



Ich bin Grundschullehrerin. Mit Technik hatte ich nie so viel am Hut. Jetzt habe ich für meine Klasse Youtube-Videos aufgenommen und verschickt, um ihnen den Lernstoff zu erklären und auch, um eine Verbindung zwischen uns herzustellen. Eine ganz neue Erfahrung. **Susanne**

Ich finde es blöd, dass ich so vieles nicht machen kann, was mir sonst Spaß macht: Fußball, Basketball, mit Freunden spielen. **Noah**



Wir spielen als Familie viel zusammen. Meine 4-Jährige hat sehr oft „Mensch ärgere-Dich-nicht ,aber ohne rausschmeißen“ ausgesucht. Sie wollte die Zahlen und das Zählen lernen. Das kann sie jetzt – und sucht sich andere Spiele aus. **Julia**



Mich hat die Corona-Pandemie zur Mundschutzexpertin gemacht. Im Wochenblättchen war ein Aufruf, in dem um Stoffspenden für Mundschutz gebeten wurde. Da ich im Keller noch von einer alten Tante gute, unbenutzte Bettbezüge verwahre, habe ich angerufen und gefragt, wo der Stoff abzuliefern sei. Die Dame sagte: „Stoff ist prima, aber haben Sie vielleicht eine Nähmaschine und können damit auch umgehen?“ So gehöre ich seit März zu einer Riege von Mundschutznäherinnen. Inzwischen kann ich einfache und doppelte Masken mit vier oder drei Falten, mit Band- oder Gummibefestigung, für Erwachsene und für Kinder nähen. So konnte und kann ich die freie Zeit, die ich sonst mit Familie und Freunden verbringe, sinnvoll füllen. **Elke**



Ich sitze inzwischen viel mehr vorm PC, weil die Zahl der Online-Meetings stark zugenommen hat. Als Ausgleich habe ich angefangen, Feierabendtouren mit dem Rad zu machen. Nach soviel Bildschirm tut es so gut, all das Grün anzuschauen. **Markus**



Ich bin endlich Oma geworden in dieser Zeit. Mein erstes Enkelkind! Das schönste Baby der Welt natürlich. Leider durfte ich es bis jetzt nur einmal besuchen und auch nur mit Mundschutz. Trotzdem bin ich total verliebt! **Christiane**



Wenn ich die besorgniserregende Lage auf der ganzen Welt ausblende, geht's mir ziemlich gut. Ich bin für vieles dankbar. Das Virus und all die Konsequenzen, die es mit sich bringt, gehen mir oft auf den Keks. Gleichzeitig bin ich auch neugierig auf all das, was daraus entstehen kann. Auch für mich persönlich. Zurzeit bin ich in 50-Prozent-Kurzarbeit. Ich genieße den Zugewinn an Zeit. Der plumpst mir jetzt quasi als Riesengeschenk in den Schoß. Zeit für Inspiration und um Dinge anzupacken, die mir schon lange als Ideen durch den Kopf schwirren. **Christina**



Wir haben angefangen, uns online mit Freunden zum Spielen zu verabreden. Am lustigsten ist ‚Stadt, Land, Fluss‘, wo wir uns jedes Mal neue Kategorien ausdenken und über die kreativen Ideen tatsächlich Tränen lachen. Das tut so gut in einer Zeit, in der man gefühlt nur noch über Corona redet. **Carolin**



Im Beruflichen ist das Homeoffice wichtiger geworden und wird mehr geschätzt. Im Privaten merkt man erst einmal, wie sehr einem die kleinen Gespräche oder Treffen fehlen. Aber man wird sich wieder mehr bewusst, wie kostbar Kleinigkeiten sind. **Jörg**

»ICH HATTE NIE EXISTENZÄNGSTE. Jetzt schon.«

Im Handumdrehen hat die Coronakrise den Kalender von Sandra leergefegt. Als freiberufliche Moderatorin und Beraterin blickt sie mittlerweile nur noch jeweils zwei Wochen weiter – in eine ungewisse Zukunft.

Text: Carolin Dörmbach

Foto: Volker Adolf

Am schwersten fällt ihr zurzeit der Umgang mit denen, für die sich so gar nichts geändert hat. Für die Corona sogar eine Zeit mit vielen positiven Aspekten eingeläutet hat: Entschleunigung, weniger Stress, wieder mal durchatmen. Für Sandra ist seit dem Lockdown alles anders. Und das hat mit Entschleunigung und Durchatmen rein gar nichts zu tun. Ganz abgesehen davon, dass es sie mitnimmt, wenn eine Krankheit sich ausbreitet, an der etliche Menschen sterben. Sandra ist freiberufliche Moderatorin, Prozessbegleiterin und Beraterin. Ihre Tätigkeitsfelder: Veranstaltungen und Gruppenprozesse. Immer beim Kunden, immer mit vielen Menschen. Zumindest vor Corona. Jetzt sitzt sie viel zu Hause. Allein, da sie Single ist. Ein sehr bedrückender Zustand, der etwas mit ihr macht, auch körperlich. Weil sie seit Anfang März niemanden mehr berührt hat.

„Und digital ist es irgendwie nicht das gleiche“, findet sie. „Das ist anstrengender, weil ich mich dabei nicht so auf eine Person konzentrieren kann wie beim Kaffeetrinken oder einem gemeinsamen Essen.“ Dazu kommt die berufliche Situation, die bedrohliche Ausmaße angenommen hat.

„Seit fünf Jahren bin ich selbstständig“, erzählt Sandra. „In der ganzen Zeit hatte ich nie Existenzängste. Jetzt schon.“

Dabei war der Kalender voll mit Aufträgen. Dazu einige Anfragen in der Pipeline. Nach den traditionell eher mauen Wintermonaten wäre sie ab März in eine heiße Phase gestartet. Vorher noch ein kurzer Entspannungsurlaub in Österreich. Wo sie die ersten Vorahnungen beschlich, als sie gerade noch so ausreisen konnte, bevor die Grenzen dicht gemacht wurden. Und tatsächlich kamen ein, zwei Tage später die ersten Anrufe von Kunden. Die nicht wussten, ob sie die Veranstaltungen würden durchführen können – allein schon wegen der rechtlichen Vorgaben.

„Ich habe das dann in den Medien mitverfolgt“, erinnert sich Sandra. „Wie die erlaubten Teilnehmerzahlen für Veranstaltungen immer weiter runtergesetzt wurden. Bis klar wurde, das geht alles nicht mehr.“

Erst kamen die Verschiebungen, dann die Absagen. Veranstalter, die sicherheitshalber sofort auf den Herbst gingen. Bei Sandra sickerte es langsam. Als „schnell schleichend“ bezeichnet sie das Begreifen. Dass sie weniger Geld verdienen würde,

dass sie noch weniger Geld verdienen würde, dass sie nichts verdienen würde. Dass es wirklich an die Existenz ging. Und auch an diese Erkenntnis hat sie sich nur langsam getraut.

„Anfangs habe ich noch gedacht, dass mir die Hälfte der Einnahmen wegbrechen würde“, sagt sie. „Jetzt weiß ich: Wenn es so weitergeht, werde ich nur 25 Prozent von dem verdienen, was ich sonst eingenommen hätte.“ Wie sich das angefühlt hat? Als würde man ihr den Boden wegziehen. Und absurderweise hatte sie gerade in dieser Anfangsphase noch soviel zu tun mit Kundengesprächen, mit Beraten und Unterstützen. „Und alles nur, um zu organisieren, dass ich kein Geld verdienen werde“, erinnert sie sich.

Nach dem ersten Schock begannen die Überlegungen. Wo Geld einsparen, was tun, um auf die Füße zu kommen. Immerhin: die Einkommenssteuervorauszahlungen konnte sie bis Ende des Jahres aussetzen und nach zähen Verhandlungen mit der Krankenkasse auch die monatlichen Beiträge senken lassen. Außerdem kam ihr der Vermieter entgegen. Einen Hoffnungsschimmer brachte die Soforthilfe des Landes NRW, der sich allerdings kurz darauf als trügerisch erwies. Entge-

gen der anfänglichen Versprechungen durfte der Hauptteil des Betrags ausschließlich für betriebliche Ausgaben verwendet werden.

„Als ich das erfahren habe, hat mich das richtig runtergezogen“, sagt Sandra. „Und ich habe angefangen, zu rechnen, wie lange ich mit meinen Rücklagen auskommen kann.“ Denn darauf wird es wohl hinaus laufen. Abwarten. Die Dünnhäutigkeit aushalten, die Unruhe. Weil keiner genau sagen kann, wie sich die Krise weiter entwickelt. Zwar bietet Sandra inzwischen auch digitale Formate an, doch die werden nicht angefragt. Zuviel Bedenken wegen Technik und Datenschutz. Und selbst wenn Regierungen künftig Lockerungen beschließen, ist unklar, wie Kunden damit umgehen werden. Wenn Sandra moderiert, treffen nicht selten 100 Menschen aus ganz Deutschland zusammen. Dafür braucht es bei schärferen Hygieneverordnungen geeignete Räume und einen ganz anderen Organisationsaufwand. Werden Kunden den auf sich nehmen? Und wie viele Teilnehmer werden kommen, sich dem Risiko aussetzen?

„Ich habe aufgehört, zu planen“, sagt Sandra. „Ich schaue nur noch mit einem Zwei-Wochen-Blick. Weil alles andere verrückt macht.“



» Man zählt die STUNDEN «

Frank K. ist schwarzgefahren. Weil er seine Geldstrafe nicht bezahlen konnte, hat er .350 Euro im Gefängnis abgesessen.

Text: Frank K.

Foto: Peter Otten

Ich bin 48 Jahre alt und wohne in Nippes. Ich bin seit knapp drei Jahren aus dem Berufsleben ausgeschieden, weil ich aufgrund diverser körperlicher Einschränkungen nicht mehr arbeiten gehen kann. Daher bin ich in die Grundsicherung gerutscht und meine finanziellen Mittel sind äußerst knapp bemessen. Auch deshalb, weil ich verschreibungspflichtige Medikamente aus eigener Tasche zahlen muss.

So kam es, dass ich mehrmals ohne gültigen Fahrerlaubnis angetroffen wurde. Irgendwann bekam ich also Post von der Polizei. Zu allen Problemen die ich bis dahin sowieso schon hatte. Prima, dachte ich. Ich habe mich mit der Staatsanwaltschaft geeinigt, dass ich die Geldstrafe von 1.350 Euro durch eine Ersatzfreiheitsstrafe zu einem Tagessatz von 30 Euro ableisten konnte, denn ich war finanziell ohnehin nicht in der Lage, die Geldstrafe zu bezahlen. Auch nicht in Raten.

Der Tag des Haftbeginns rückte immer näher. Ich packte meine Tasche mit den nötigsten Dingen, verließ meine Wohnung und machte mich mit gemischten Gefühlen auf den Weg nach Osendorf. Dort wurde ich in einen Raum geführt, Taschen und Kleidung wurden durchsucht. Ich musste mich bis auf die Unterwäsche entkleiden

und wurde vom Haftarzt untersucht. Anschließend wurden meine Daten erfasst. Der Beamte, der dies tat, ließ es sich natürlich nicht nehmen, mich wegen meiner bösen Tat zu belehren. Sei es drum, dachte ich mir im Stillen.

Dann wurde ich in meine Zelle geführt. Ich betrat einen düsteren Raum, schäbig, mit vergittertem Fenster, einem Bett, einem kleinen Tisch, einem Stuhl, einem Waschbecken und einem offenem WC mit einer etwa hüfthohen Schamwand. Dann schloss sich hinter mir die Tür und es machte laut „klack“. Die Tür war zu. Das Gefühl, was ich in diesem Augenblick hatte lässt sich schwer beschreiben. Eine Mischung aus Ungewissheit, Beklemmung und einer Leere. Ich schaute mich in meinem neuen „Zuhause“ um. Neben vielen Kritzeleien, die mit Kuli oder irgendwelchen Gegenständen in die Wände geritzt waren, fiel mir eine besonders auf. Denn unter dem vergitterten Fenster stand mit einer undefinierbaren braunen Substanz geschrieben:

Alles wird gut. Alles.

Dann der erste Hofgang. Ich machte mir eine Zigarette an und blieb erst einmal für mich, denn mir sagten die potenziellen Gesprächspartner nicht zu, die sich da auf dem Hof tummelten. Zudem war ich zu sehr mit meinen Gedanken beschäftigt. In der ersten Nacht habe ich kaum ein Auge zugemacht.

Nach einigen Tagen wurde ich in die JVA Remscheid verlegt. Während der Fahrt kam ich mit einem türkischstämmigen Leidensgenossen ins Gespräch. Er war etwa in meinem Alter. Später sollte sich herausstellen, dass der die Zelle mit mir teilen würde. Mit ihm klappte das sehr gut. In Remscheid mussten wir unser Gepäck abgeben und bekamen einheitliche Kleidung. Die Zellen hier waren alles in allem sauber. Ansonsten jeden Tag das Gleiche: Einmal am Tag Hofgang, etwa 30 Minuten. Irgendwann im Tagesverlauf der sogenannte Umschluss, wo sich Häftlinge untereinander in den Zellen Besuchen können. Und das war es dann auch schon. Ansonsten zählt man im wahrsten Sinne des Wortes die Stunden.

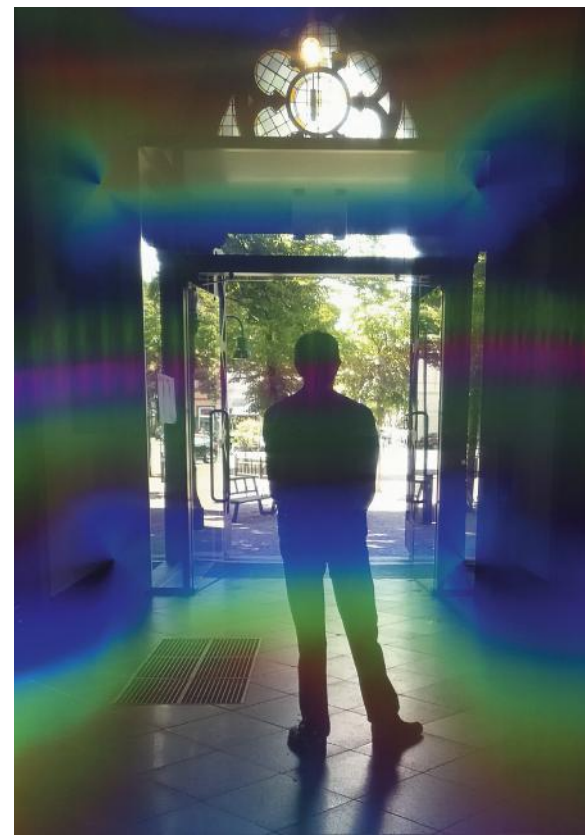
Nach etwa zweieinhalb Wochen kam ich dann in den offenen Strafvollzug in einem angrenzenden

Gelände, das wie eine Kaserne aufgebaut war. Barackenbauten. Jeder Flügel hatte eine Gemeinschaftsküche für die Selbstversorger, die sich ihr Essen lieber selber kochten als sich mit dem wirklich miserablen „Knastfrass“ zu begnügen. Ich möchte nicht den Eindruck eines verwöhnten Menschen machen. Aber das was man da teilweise vorgesetzt bekam, war schon grenzwertig. Untergebracht war ich jetzt in einer Drei-Mann-Stube. Diesmal hatte ich mit meinen Zimmergenossen nicht so viel Glück. Man wird beinahe täglich mit verbaler und körperlicher Gewalt konfrontiert. Ich möchte da nicht ins Detail gehen.

In den letzten zwei Wochen habe ich mir einen bakteriellen Infekt eingehandelt. Ich wachte nachts auf, hatte Schüttelfrost, Halsschmerzen, und mein halbes Gesicht war angeschwollen. Ich hatte Fieber und fühlte mich erbärmlich. Am Morgen meinte die Ärztin zu mir, das sei ein bakterieller Infekt, das komme hier häufiger vor.

Jede Etage eines Barackenflügels hat ein WC mit zwei Kabinen für etwa 20 Häftlinge. Ich glaube ich muss nicht näher darauf eingehen, in welchem hygienischen Zustand diese sich zeitweise befinden haben. Ich hatte zuweilen das Bedürfnis, nach einem WC-Besuch dekontaminiert zu werden. Die letzten zwei Wochen dort waren für mich am Schlimmsten, denn die Infektion war sehr hartnäckig. Ich hatte noch Wochen nach meiner Entlassung Probleme mit meinem Gehör.

Ich habe schon eine Weile gebraucht, um mich von alldem körperlich und seelisch zu erholen. Ich kann gar nicht alles erzählen, was ich da erlebt habe. Wo bleibt die Verhältnismäßigkeit von Straftat und Strafe? Ich habe da keine Antwort drauf.



Was ich FRAU REICHARTZ gerne noch gefragt hätte ...

Viele Menschen sind in der Zeit des Lockdowns gestorben, ohne dass von ihnen richtig Abschied genommen werden konnte. Eine von ihnen ist Marianne Reichartz, die Tochter von Nikolaus Groß. Unser Redaktionsmitglied Georg Thünemann wollte eigentlich noch mit ihr sprechen ...

Wie war Nikolaus Groß als Vater? Spielte er mit seinen Kindern – und wenn ja, was? War er auch zuhause der mutige Mann, der keine Ungerechtigkeit duldete, als der er vielen in Erinnerung ist? Und warum bringt man sich als Vater von sieben Kindern mit seinem Widerstand so in Gefahr?

Diese Fragen hätte ich Marianne Reichartz gerne gestellt – doch leider ist die Tochter des Widerstandskämpfers aus dem Agnesviertel am 12. April 2020 im Alter von 92 Jahren verstorben.

Wenige Wochen vor Ihrem Tod wurde in St. Agnes in einem Gottesdienst mit Bischof Franz-Josef Overbeck an ihren Vater erinnert, der vor 75 Jahren von den Nazis hingerichtet wurde. Ich hatte nach ihr Ausschau gehalten. Aber: Marianne Reichartz konnte aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr in ihr Agnesviertel kommen. Zuletzt lebte sie bei ihren Töchtern in Sülz. Gerne hätte ich sie kennengelernt und mit ihr über ihren Vater gesprochen.

Die Erinnerung an ihren Vater, der als sie ein junges Mädchen von 16 Jahren war, gehängt wurde, war ihr eine Herzensangelegenheit. Noch im hohen Alter war sie als Zeitzeugin des Nationalsozialis-

mus aktiv gewesen. Marianne Reichartz besuchte regelmäßig Schulen und hielt in zahlreichen Interviews, Zeitungsbeiträgen und Begegnungen die Erinnerung an ihre Eltern wach.

Eine ganz persönliche Erinnerung an ihren Vater ist sogar öffentlich: In der Krypta von St. Agnes wurde ein Ort der Erinnerung geschaffen für Nikolaus Groß und andere Widerstandskämpfer der Katholischen Arbeiterbewegung. Anlässlich seines 60. Todestages fertigte der Künstler Anatol Herzfeld ein besonderes Reliquiar: In einem aufgeschlagenen Buch aus Stahl liegt unter einer Glasplatte ein Brief von Nikolaus Groß an seine Tochter, an die jüngst verstorbene Marianne Reichartz.

Bei der Einweihung erläuterte sie damals, warum sie dieses Schreiben ausgewählt hat: „Ich habe diesen Brief, der nun eine Reliquie ist, ausgewählt, weil seine Kernaussage für mich in dieser schweren Zeit eine große Hilfe gewesen ist. In dem Brief steht: ‚... dass Du Dich selbst behauptest.‘ Die Betonung liegt nicht auf ‚behauptest‘, sondern auf ‚selbst‘. Meinem Vater ging es nicht um Ratschläge und fertige Lösungen; es ging ihm darum, den Blick der Tochter zu schärfen, um sie selbst zu



Entscheidungen fähig zu machen.“ Und Marianne Reichartz folgerte damals: „Aufmerksam sein und nicht so bequem sein, auch im Kleinen sich melden: Das ist das, worum es geht!“

Meine Fragen konnte ich ihr nicht mehr stellen. Aber ich wünsche ihr, dass sie jetzt an einem Ort ist, an dem keine Fragen mehr offen bleiben.

Anmerkung der Redaktion:

Unser Mitgefühl gilt allen Menschen, die in den Monaten des Lockdowns mit einem Verlust umgehen mussten in sozialer Distanz. Mögen die, die wir lieben, in Frieden ruhen. „Gott wird alle Tränen von ihren Augen abwischen: Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal.“ (Offenbarung, 21,4)





» ES IST IMMER EIN DUO, WAS DA SPIELT: Ich und die Kirche «

Der Musikethnologe und Perkussionist Holger Maik Mertin hat in St. Gertrud eine Performancereihe begonnen. Dabei bringt er keine Instrumente mit, sondern bespielt mit seinen Händen den Raum und dessen Gegenstände. Beim ersten Mal einen ganzen Tag und eine ganze Nacht hindurch.

aufgezeichnet von Peter Otten

Foto: Uli Könen

Ich komme aus dem Sauerland. Ich bin in Olpe groß geworden. Meine ersten Instrumente waren eine Melodika und eine Heimorgel. Später hat mir mein Onkel sein altes Schlagzeug geschenkt, ungefragt, als ich dreizehn war. So ging's los. Mit

einem Freund an der Gitarre habe ich in einer Garage geprobt. Später habe ich mit Perkussion begonnen. Ich habe Congas und Djembe in der Big-Band in der Schule gespielt. Das galt als etwas für Deppen. Mir hat das aber viel Spaß gemacht.

Mein erstes Konzerterlebnis war ein Jazzschlagzeuger, der auf einer Vernissage solo gespielt hat.

Meine Mutter ist bildende Künstlerin. Ich habe also schon früh mitbekommen, dass Instrumente auch außerhalb ihres gewöhnlichen Kontextes funktionieren.

Seit einiger Zeit fühle ich mich von Kirchenräumen magisch angezogen. Zum Beispiel von St. Gertrud in all ihrer Widersprüchlichkeit. Warum das so ist, kann ich nicht genau sagen, denn ich arbeite mich immer noch an der Kirche ab. Einerseits ist es vielleicht das Gefühl von Geborgenheit. Das war als Kind schon da, obwohl meine Eltern das mit der Kirche eher locker gesehen haben. Ich bin nicht religiös im katholischen Sinn, sicher nicht. Wenn ich eine Performance mache und mir wird die Energie der Leute bewusst, die gekommen sind und die Energie dessen, was Böhm da in St. Gertrud gewollt hat und wenn ich mich selber dazu in Beziehung setze, dann kommt es zu einem Einklang. In meinem künstlerischen Prozess geht es immer um Energie. Das ist für mich etwas Spirituelles. Und insofern bin ich schon ein spiritueller Mensch.

Musikalisch hatte ich immer breite Berührungen: afrikanische Musik, Freejazz, aber auch Barockmusik. Ich habe unterschiedlichste Sachen gemacht. Aber seit zwei, drei Jahren merke ich, ich muss mich fokussieren. Ich hing immer dazwischen. Mir selbst war klar, was ich mit der Musik sagen will. Aber dafür musste ich eigene Formate erfinden. In den gängigen Formaten konnte ich meine Aussagen nicht unterbringen.

Die 24-Stunden-Performance in St. Gertrud ist für mich so ein Beispiel für ein neues Format: Die Verbindung von zeitgenössischem Tanz mit Klang. Der Klang ist dabei das Hauptsächliche, was mich leitet. Ein Klang ist immer etwas Unmittelbares. Er

ist unmissverständlich und eine Art von Signatur. Ich kann einem Klang eine bestimmte Bewegung zuordnen. Gleichzeitig ist er etwas sehr Innerliches, auch etwas sehr Intimes. Aber ich bin sicher kein Klangkünstler. Die Verbindung bewegt mich: Das Zusammenkommen von Klang und Bewegung. Das ist meins.

Die Reihe, in der ich jetzt schon zwei Performances in St. Gertrud gemacht habe, heißt „Der transformierende Raum“. Denn wenn ich in diesem Raum einen Klang erzeuge, dann habe ich den Eindruck, dass der Raum ihn wegen der unglaublichen Akustik sofort transformiert, verändert. Er macht etwas Eigenes damit. Das heißt, der Klang bekommt ein Eigenleben, er lebt weiter. Ich habe beim Spielen auch nie das Gefühl, ich spiele allein. Es ist immer ein Duo, was da spielt, ich und die Kirche. Das ist das Schöne. Aber auch die Menschen, die da sind, verändern das Geschehen. Es gab in St. Gertrud beispielsweise einen Zeichner, der war insgesamt bestimmt 15 Stunden da. Er saß auf einer Stufe, ganz still. Andere haben sich auf den Boden gelegt und sich entspannt. Das alles macht etwas mit mir. Die Bewegung der Menschen, ihre Geräusche, ihr Entspannen. Dann entspanne ich mich auch. Ich könnte aber auch der Spur eines Unruhigen, eines Nervösen folgen, zum Beispiel. Das ist meine Entscheidung. Und ich empfinde das als etwas Paradoxes: Je tiefer ich in das hineintauche, was ich gerade mache desto aufmerksamer werde ich für das, was um mich passiert. Das sind magische Momente: Wenn ich mich mit der unmittelbaren Situation verbinde.

Meine Art der Musik ist eine reduzierte Art. Das korreliert mit meiner Lebenssituation. Ich lebe selbst sehr reduziert, zum Beispiel was Besitz angeht. Dadurch profitiert meine künstlerische

Arbeit, weil ich unmittelbar auf das zugreife, was da ist. Ich bin jemand, der sehr gerne im Moment ist. Die Reduktion gibt mir die Möglichkeit, unmittelbar zu spüren, zu entdecken. Die Reduktion hält mich wach. Zum Beispiel beim Gehen. Da brauche ich nur mich und den Fußboden. Und schon ist es Musik. Als ich durch die Kirche ging, habe ich gespürt, wie mich der Raum umarmt. Das ist wunderschön. Denn das macht die Reduktion auf einmal ganz einfach.

Der Programmausschuss sankt gertrud: kirche + kultur kuratiert das Programm in St. Gertrud. Es besteht vor allem aus Konzerten, Installationen und Performances von Künstlern, die sich in ihrer Kunst mit dem Raum, seiner Geschichte und seiner Sakralität auseinandersetzen möchten. Kontakt: Peter Otten (peter.otten@st-agnes.de)



IMPRESSUM

Herausgeber: Kath. Pfarrgemeinde St. Agnes, Neusser Platz 18, 50670 Köln, www.st-agnes.de

Kontakt: peter.otten@st-agnes.de

Redaktion: Carolin Dörmbach, Hilde Naurath, Klaus Nelißen, Peter Otten, Ute Strunk, Georg Thünemann, Judith Uebing

Grafikdesign: Sarah Nagelschmidt

Foto Titelseite: Christian Uebing

Druck: Zimmermann Druck + Medien

KONTAKTE

Frau Waizner, Frau Malchow und Frau Eisenreich helfen Ihnen in unseren Büros gern weiter. Sie erreichen sie telefonisch unter 0221 . 788 07 50 und 0221 . 12 12 14 bzw. per E-Mail unter pfarrbuero@st-agnes.de. // Pfarrer Dr. Dominik Meiering: 0221 . 47 45 07 - 20 // Pfarrer Peter Seul: 0221 . 78 80 75 - 42 // Schwester Andrea: 0221 . 78 80 75 - 17 // Peter Otten: 0221 . 78 80 75 - 25 // Pfarrer Bernhard Wagner: 0221 . 78 80 75 - 26 // Diakon Uli Merz: 0170 . 606 30 61 // Matthias Bartsch (Kirchenmusik): 0221 . 78 80 75 - 23

NACHRICHTEN

Kevelaer-Wallfahrt 2020 wird verschoben

Aufgrund der coronabedingten Einschränkungen wird die Kevelaer-Wallfahrt 2020 in den Herbst verschoben. Während der ursprünglich geplanten Wallfahrtsoktav gibt es jedoch vom 27.–31. Juli eine liturgische Feier in St. Kunibert. Vom 10.–11. Oktober gibt es dann eine verkürzte Variante, die mit einer Zwischenübernachtung von Geldern nach Kevelaer führt. An- und Abreise müssen selbst organisiert werden. Eine Buswallfahrt wird es nicht geben. Am Sonntag, den 4. Oktober 2020, dem Kirchweihfest von St. Kunibert, wird die Eröffnung der Wallfahrtszeit in St. Kunibert gefeiert. Am Sonntag, den 18. Oktober 2020, wird sie dort feierlich beendet.



Firmung in St. Agnes verschoben

Inzwischen ist klar, dass die Firmung in St. Agnes nicht wie geplant im November 2020 stattfinden kann, sondern auf 2021 verschoben wird. Der neue Firmtermin steht allerdings noch nicht fest. Der (neu zu findende) Firmtermin hat wiederum Auswirkungen auf die Firmvorbereitung, so dass wir heute leider noch nicht wissen, ob z.B. die Fahrt nach Altenberg im Oktober 2020 stattfinden kann oder ggf. auch verlegt werden muss. Bei Fragen rund um das Thema Firmung hilft neben www.st-agnes.de auch gern Stephanie Feder vom Firmkatechetenteam unter 01575 9641994.



Online-Anmeldungen zu den Gottesdiensten (QR-Code)

Derzeit müssen wir die Menschen, die in unsere Gottesdienste kommen, registrieren, um gegebenenfalls Infektionsketten nachverfolgen zu können. Die Online-Anmeldung zu den Gottesdiensten in unseren Kirchen finden Sie hier: <https://www.katholisch-in-koeln.de/corona/gottesdienst/>. Sie können sich aber auch im Büro telefonisch anmelden (0221 . 788 07 50) oder sich im Gottesdienst vor Ort registrieren.





» TONY CRAGG

Ausstellung: 6. bis 27. September 2020, 9-19 Uhr, Agneskirche

Vernissage: Sonntag, 6. September 2020, 12:15 Uhr

Einführung: Prof. Dr. Siegfried Gohr

Orgel: Matthias Bartsch